

SAMPLE  
TRANSLATION

GABRIELA BABNIK  
ZEIT DER DÜRRE /  
TROCKENZEIT

PUBLISHED BY: ŠTUDENTSKA ZALOŽBA, 2012

TRANSLATED BY: ANA JASMINA OSEBAN

ORIGINAL TITLE: SUŠNA DOBA

NUMBER OF PAGES: 289

---

## Gabriela Babnik: Zeit der Dürre / Trockenzeit

### I.

(Ana)

Wir lagen im Bett und ließen keine Sonne in den Raum, aber selbst wenn wir das Licht eingeschaltet hätten, weiß ich nicht, ob es etwas geändert hätte. Ob ich die Person geworden wäre, die ich früher war, und er der Mensch, der er war. Ich rückte nahe an ihn heran, so nah es ging. An seinen röchelnden Atem und seine warme Haut. Er war erstaunlich warm. Mit ernster Miene sagte er, was diese Worte noch charmanter wirken ließ, er habe ein Büffelherz. Ich spannte ihn ein, diesen Büffel, und ich werde ihn nur ungern jemals wieder freilassen. Meine Knochen werden es nicht erlauben. Ich weiß, ich schreibe, als ob ich aus einem früheren Jahrhundert gekommen wäre – und das bin ich auch. Geboren kurz nach dem Zweiten Weltkrieg. Irgendwo habe ich gelesen, dass man auf diese Weise keine Romane beginnen soll. Ich meine, so, dass man sagt „Ich bin da und da geboren“, aber was solls. Man verzeihe mir, weil ich in der Dunkelheit mit diesem jungen Mann im Bett lag, dessen Gesicht wie gezeichnet war. Seine Augen, seine Stirn, seine Nase, als hätte man sie aus Pappe geschnitten und dorthin geklebt.

Er schlief mit halb offenen Lidern und ich wünschte mir, ich hätte sie schließen können. Auch so, aus der Ferne, wusste ich gewisse Dinge über ihn. Ich konnte sie erahnen. Als wir ins Hotel gegangen waren, zum Beispiel. Während ich mich über die Handtasche gebeugt und nach meinem Portemonnaie gesucht hatte, schaute er weg. Oder als ich auf offener Straße, mitten im weißen Licht, nach seiner Hand greifen wollte, ja, das habe ich erst vor Kurzem das erste Mal getan, zu Beginn nicht. Am Anfang ging er nur an meiner Seite, sein schlanker, hagerer Automechanikerkörper, obwohl, obwohl er bereits vieles in seinem Leben machen musste, man sah es an seinen Adern – nicht nur auf seinen Händen, sondern vor allem auf seinen Schläfen: Große, starke Adern, Adern wie Elektrodraht, Adern wie Stahl, wie Salz, wie Wasser – diese unbezwingbaren Adern, und neben ihm schreitend, trug ich meine gelbe Handtasche mit dem Blumendruck, die ich später irgendwo unterwegs liegen ließ. Im Hotel, als wir uns auf die Plastikstühle fallen und unsere Körper rasten ließen, sagte er, er habe mich nur wegen dieser Handtasche gesehen. Von der anderen Straßenseite aus. Zwischen uns floss ein Strom von Autos, Menschen, Verkäufern, Frauen mit oder ohne Gepäck auf ihren Köpfen, Kinder mit frühzeitig gealterten und weniger gealterten Gesichtern, und trotz alledem fingen mich seine Augen ein. Er hatte die Augen geschlossen, so wie jetzt, nur dass seine Augen jetzt im Schlaf halb geöffnet waren. Obwohl er nicht mehr schaute, zumindest nicht in meine Richtung. Ich stelle mir vor, dass er in sich hinein schaute, in sein Büffelherz und sein kochendes Blut.

Womöglich hat er deswegen im Schlaf geröchelt. So, inbrünstig, als ob er seit Ewigkeiten keinen Schlaf mehr bekommen und nur noch darauf gewartet hätte, jemanden zu treffen, um mit ihm ins Bett zu gehen. Das habe ich wohl bereits von der anderen Straßenseite geahnt. Und als wir uns schließlich begegneten, sagte er: „Sie haben mich beobachtet.“

Ich kann mich noch ganz genau erinnern, dass er mich gesiezt hatte. Auch ich sagte dann das Gleiche, und zwar: „Ich habe bemerkt, dass du mich beobachtest.“

„Was machen wir also?“ lachte er auf. Ich schwieg, mit dieser gelben geblühten Handtasche es wäre zu blöd, darauf etwas zu erwidern, und schaute weg. In dem Moment wusste ich, dass es nicht einfach sein wird, diesen Andersblick auszuhalten: auf seinen großen, hageren Körper. Aber all das habe ich bereits erzählt, jetzt muss ich etwas mehr sagen, die Karten offen auf den Tisch legen. Als ich mich also weggedreht hatte, stellte ich mir vor, wie er mit seiner großen dunklen Hand, an der die Sonne und vieles mehr abprallte, wie er mit dieser Hand unter mein verschwitztes T-Shirt fährt und diese Brüste anhebt, die schon seit hundert Jahren herunterhingen. „Kann ich Ihnen mit der Handtasche helfen“, sagte er, als sich mein Blick langsam wieder auf ihn richtete.

Ich lachte zurück. Nachdem ich beim Überqueren der Straße fast gestorben wäre, würdest du gern meine Handtasche tragen. Nur das, weiter nichts. Nein, es ist nicht so, dass ich keine Ahnung hätte, wo es auf diesem Kontinent in solchen Angelegenheiten langgeht – kein Küssen auf der Straße, kein Händchenhalten, vor allem nicht zwischen zwei Menschen unterschiedlichen Geschlechts, überhaupt keine Intimität in der Öffentlichkeit – aber nur die Handtasche zu tragen, wobei ich bereits seine Finger in meinem Mund, seine Hand auf meinem Bauch spürte, das war trotzdem zu viel für mich. Ich wiegte den Kopf hin und her, was hätte ich auch sonst tun können. Schon als Kind habe ich immer, wenn ich mir etwas sehnsüchtig gewünscht hatte, den Kopf gewiegt. „Lass es, ich schaff das schon.“ Zwischen den Zeilen war natürlich das Gegenteil gemeint und ich glaube, er hat es sogar richtig gelesen. Auf jener Straßenseite, in der prallen Sonne. Als wir später nebeneinander hergingen, langsam und sachte wie zwei Baumwollblüten, von aufgewirbeltem Staub getragen, nahm er mir die Tasche trotzdem ab.

Wir gingen in ein naheliegendes Hotel, wohin sonst. Eine Frau wie ich und ein Mann wie er. Im Stehen war er zwei Köpfe größer als ich. Aber ich bin von Zuhause an große Männer gewöhnt. Das ist für mich nichts Besonderes. Vermutlich hat es andere gestört. Eine Zweiundsechzigjährige neben einem Siebenundzwanzigjährigen zu sehen. Vermutlich hatte es die Rezeptionistin gestört. Dass wir uns, als ich mit meiner Hand in die Tasche fuhr, unabsichtlich mit den Ellenbogen berührten und danach auch noch mit den Schultern. Ich sah es, es stand ihr ins Gesicht geschrieben. Wieder eine, die hier Safari macht. Nur dass dort, in diesem farblosen Hotel, keine Wolken zu sehen waren, kein Gras und keine im Gras herumliegenden Löwen. Einzig ein dunkler, schmaler Gang und die Stufen, die zu einem Zimmer führen. Wenn man die Zimmertür öffnete, stand links ein Bett, neben dem Bett ein Nachtkästchen in billigem Glanz, etwas weiter vorne ein Kühlschrank und darauf eine Vase

mit Plastikblumen. Angenommen, es gab da noch zwei Stühle, auf die wir uns – ich vielleicht noch etwas schüchterner als er – hinsetzten. Ich zog die Beine hoch, in eine Stellung, die ich später in Afrika noch öfter eingenommen habe, er ging zum Külschrank und nahm sich eine Flasche Wasser. Ich tat so, als ob ich zum Fenster hinausschauen würde, zu den Vorhängen vor dem Fenster, diesen schweren, bis zum Boden reichenden Vorhängen, die in einem gewissen Widerspruch zum Geschehen draußen standen, mit dieser Sonne und diesen überschwänglichen Gesten und diesem verlockenden Grinsen der Straßenverkäufer, ich versuchte die Gedanken daran zu verdrängen, was alles zwischen uns passieren könnte. Ich fürchtete mich wohl, ja ich fürchtete mich vor Worten aus seinem Mund. Dass er sich plötzlich vom Külschrank, die kalte Wasserflasche in der Hand, abwenden und sagen würde „Leg dich hin und spreiz die Beine“ oder „Soll ich dich jetzt ficken, dafür hast du mich ja in dieses Hotel gebracht, oder?“ Auf solche Worte hätte ich keine Antwort gewusst.

„Ist Ihnen kalt?“ Ich zuckte mit den Schultern, obwohl ich vermutlich zusammengezuckt wäre, egal was er gesagt hätte. Auf seine Frage folgte nur noch Stille; ich sah zu meiner Handtasche hinüber und es wurde mir erst dann bewusst, dass ich sie, nachdem wir ins Hotelzimmer gekommen waren, neben der Bettseite einfach zu Boden fallen ließ. Als hätte er meinen flüchtigen Wink verstanden, als ob er mehr verstanden hätte, als ich jemals verstehen werde, ging er wieder zum Bett, ich dachte schon, er will sich hinsetzen, mich dazu auffordern, dass wir doch nun endlich erledigen sollten, weshalb wir hier hergekommen sind, doch er beugte sich nur hinunter, hob die Tasche auf und gab sie mir zurück, als gäbe es die Plastikblumen, den etwas abgetretenen Teppich und diese seidenen Bettüberzüge nicht. Ich drückte die Tasche an meine Brust, als würde ich ein Kind an mich drücken. „Wenn es Ihnen kalt ist, kann ich Ihnen mein T-Shirt geben?“

Ich wiegte wieder den Kopf. Ich weiß nicht, ob er mich verstand; im nächsten Moment zog er bereits das dünne Stück Stoff über seinen Kopf und blieb so vor mir stehen. Alles, woran ich mich erinnern kann, sind die Haare, dunkle buschige Haare, die sich von seinem Geschlecht über den Bauch hinauf über den Körper breiteten, sie reichten fast bis zu seinem Hals. Ich hätte mir nie gedacht, dass dunkelhäutige Männer so behaart sein können, jedenfalls nicht so stark wie er.

In dieser Szene, in dieser wortlosen, schüchternen, bangen Szene voller Erwartung, in der man alles geschehen lassen und alles verneinen hätte können, hätten wir einen Vermittler gebraucht, doch einen solchen gab es nicht und der Moment hatte sich schon zu sehr in die Länge gezogen; ich neigte mich zu ihm, nahm mit zwei Fingern sein verschwitztes T-Shirt und sagte: „Bitte, nur kein Siezen.“

„Nein?“

Und wieder wiegte ich den Kopf hin und her. Inzwischen musste er wohl kapiert haben, was ich damit meine. Mein Sohn hat es immer amüsant gefunden. Vor allem, als er noch klein war. Viele Jahre später sagte er mir, er habe seine ganze Kindheit lang geglaubt, seine Mutter habe eine Mähne. Eine richtige Löwenmähne, wenn Sie verstehen. Vielleicht hat der dunkelhäutige junge Mann auch deswegen mein Gesicht gestreichelt. Seine große, warme Hand prüfte, ob mir diese Stirn, diese Augenhöhlen und diese Nase nicht einfach ins Gesicht

geklebt worden sind. Aus Pappe geschnitten und dorthin geklebt. Ich wollte ihm sagen, dass mein Sohn in seinem Alter war und es deswegen besser wäre, wenn er mich doch duzt, aber nachdem er sich von mir abgewendet hatte, zum Fenster gegangen war und die schweren samtene Vorhänge zugezogen hatte, starrte ich lieber nur noch auf seinen Hintern. Madonna brauchte angeblich fünfzig Jahre, um zu solchen Hinterbacken zu kommen, mir wird es wohl nicht einmal im nächsten Leben gelingen.

„Das Hotel ist schon in Ordnung“, sagte ich, um endlich meinen Mund aufzumachen, „nur die Rezeptionistin hat uns ...“

Er winkte ab, als ob er sagen wollte, ich solle den Gedanken nicht weiter ausführen, weil sich das nicht lohnt. Und als er sich erneut dem Bett genähert, als sich sein Schatten wieder über meinem verdichtet hatte, wusste ich bereits, dass er mich an jemanden erinnerte. An jemanden, der nicht mehr da ist, der jetzt durch ihn, durch seine über den Hintern hängenden Jeans und seine langen Finger wieder zu mir gefunden hat. Seit ich mein Zuhause verlassen, den Boden gescheuert, die Kissen aufgeschüttelt, die Stühle am Tisch zurechtgerückt und das Gartentor abgeschlossen hatte, begleitete er mich. Diese Begegnung auf der Straße, oder besser gesagt dieses einander Erblicken, geschah also nicht nur, weil ich eine gelbe Handtasche und er seine warme, zu warme Haut und ein nach innen gewandtes Büffelherz mit sich herumtrug, sondern weil wir eigentlich immer schon verbunden waren. Erst in dieser Landschaft ohne Wolken, ohne Gras und ohne Löwen im Gras konnten wir uns trennen und auf die gegenüberliegende Straßenseite gehen. Vielleicht bin ich verrückt, um so etwas zu glauben. Aber wenn ich verrückt bin, dann existiert auch das Gesicht dieses Mannes nicht, der meine Handtasche zum naheliegenden Hotel getragen, sich Wasser aus dem Kühlschrank genommen, sein T-Shirt ausgezogen, die Vorhänge zugezogen hatte und schließlich eingeschlafen war, und deshalb existiere auch ich selbst nicht.

## II. (Ismael)

Ich mag ihre Art, wie sie diese Melone zerlegt. Mit einem großen Militärmesser, auf dessen Griff *USA Army* steht. Ich mag die Art, wie sie die weiche Mitte herausschneidet, dann die Kerne entfernt, einen nach dem anderen, und wie sie einen gelben Streifen schlussendlich zum Mund führt. Ich mag die Art, wie sie mich fragt, ob ich auch ein Stück haben möchte. An eine kühle Wand gelehnt, direkt neben dem vergitterten Fenster, schüttle ich den Kopf. Am Morgen sagte sie, berühre mich nicht so zärtlich, Ismael, ich habe diese Hingabe nicht verdient. Ich glaube, dass keine Frau, eigentlich niemand, eine solche Hingabe verdient hat. Dabei hatte ich sie gar nicht angeboten, mir gefiel einfach ihre Art, wie sie das sagte.

Vielleicht habe ich von Baba nicht nur den Wunsch geerbt, politisch aktiv zu sein, sondern auch den Wunsch, mit weißen Menschen zu verkehren. Ihm wurden Geschichten erzählt und ich hatte diese Frau. Ich habe sie nicht gesucht, sie kam von selbst, am Anfang dachte sie sogar, ich sei jemand anders, ihr Pariser Liebhaber, auf der anderen Straßenseite, der ihr zuwinkt und sie zu sich ruft. Aber es war nur ich, und weil sie sich davon nicht enttäuscht zeigte, gingen wir ins Hotel. Ich werde jetzt nicht den Mythos der ersten Nacht nacherzählen, sie war eigentlich nichts Besonderes, es geht einfach nur darum, dass ich ihre Art mag, wie sie durch das Haus geht. Und ich mag die Art, wie sie mein Hemd trägt, wie sie zu mir kommt und sich an mich schmiegt, fast wütend und schmerzhaft. Sie hat sich nicht völlig unter Kontrolle und deshalb kann ich mich auch leicht in ihr verlieren. Ich kann nur sagen, dass der Sex mit ihr großartig ist und ich nicht weiß, warum ich darauf verzichten sollte. Mit ihr kann ich zumindest kommen. Ich muss ihn nicht mitten in der Filmvorführung herausziehen oder im Sinne von „nein, das darf ich nicht“ handeln. Bei ihr ist die Sache eindeutig. Vielleicht braucht sie tatsächlich etwas mehr Zuwendung und Schmeicheleien als die Mädchen mit festen Brüsten, aber was ich bei ihr mag, ist die Länge ihres Rockes. Es geht nicht nur um ihren festen, straffen Körper, ich wiederhole mich, sondern auch um ihre Unterschenkel und die schön geformten, etwas muskulösen Seiten ihres Oberschenkels und auch ihren Arsch, ich mag auch die Welt, die sie dort drüben zurückgelassen hat.

Sie erzählte mir, dass sie adoptiert wurde. Sie erzählte mir auch von ihrer Mutter und von ihrem Vater. Ich meine, wie ihre Beziehung gewesen war. Sie fand das alles katastrophal, ich dagegen als nichts Besonderes, deswegen schwieg ich. Womöglich dachte sie, dass ich es nicht verstehe, wie ich zum Beispiel die Einsamkeit eines Menschen nicht verstehen kann, der zu Hause bleibt, während andere ans Meer fahren. Das gibt es hier nicht. Nicht nur kein Meer, auch keine Ferien. Das ganze Leben besteht aus Ferien. Wir sitzen herum und warten, dass etwas passiert. Das ist jetzt übrigens auch Babas Motto geworden: sitzen und warten, darauf, dass Malik zurückkehrt, dass ihm der Geist seiner Frau erscheint, dass *Love Supreme* im Radio gespielt wird.

Aber ich will nicht mehr warten. Ich möchte mit ihr weggehen. In diese beschissene Stadt, wie sie sagte, ich möchte den Pool sehen, in welchem ihre Mutter ertrank, das Haus, in dem sie ihre Sachen hatte, den Garten, in dem sie ihren Vater und seine Geliebte eingesperrt hatte, und letztendlich möchte ich ihren Sohn treffen. Ich würde ihm Zigaretten ins Krankenhaus bringen,

wenn sie es mir erlaubt. Und außerdem möchte ich mich davon überzeugen, ob die Geschichte von ihrem Sohn überhaupt stimmt. Sie schaut immer auf die Wand, wenn sie von ihm spricht. Sie meidet meinen Blick und das gefällt mir nicht. Es gefällt mir nicht, wenn sie sagt, *Ismael, ich weiß nicht, ob wir das Richtige tun*. Und es gefällt mir überhaupt nicht, wenn sie sagt, dass Dinge, die wir im Ausland oder sehr weit weg in einer anderen Stadt tun, so gut wie gar nicht existieren. Dass wir für sie nicht verantwortlich sind, oder zumindest nicht so wie zu Hause. Dann sage ich ihr, sie solle mein Hemd ausziehen, dass ich sie nicht in meinem Hemd sehen will. Und dann werfe ich ihr an den Kopf, dass diese Geschichte mit ihrem Selbstmörder von Sohn nicht stimme. Ich drohe ihr an, sie müsse mir die Wahrheit sagen, doch das will sie nicht. Sie setzt sich auf den Boden, wie damals im Badezimmer, schlingt ihre Arme um die Beine und sagt, sie sei noch nicht bereit dazu. Und weil ich nicht anders kann, setze ich mich hinter sie und drücke meinen Bauch gegen ihren Rücken. Das beruhigt sie. Wir sitzen in der Stille, irgendwann sage ich, warum hast du dir gerade mich ausgesucht und keinen anderen? Sie sagt, wir werden immer von jemandem ersetzt oder wir ersetzen jemanden, und weil ich das nicht verstehe, weil ich nur vermute, das schon irgendwo gehört zu haben, im Fernsehen oder im Radio, schweige ich und streichle sie.

Über den Tod haben wir noch nicht gesprochen. Darüber hat sie, glaube ich, mit Baba gesprochen, aber ich bin mir nicht sicher. Als ich mit meinem Rücken an der kühlen Wand lehne – dieses Ministerhaus habe ich wirklich gern, wegen der kühlen Wände und hohen Decken – dann kommt es mir vor, dass sie sich eigentlich gar nicht vor dem *nahenden persönlichen und körperlichen Verfall* fürchtet, dass sie *mehr als erfolgreich dagegen ankämpft*. Hätte sie sich gefürchtet, würde sie nicht auf diesem einzigen Stuhl, über den wir im Haus verfügen, sitzen und mit dem *USA-Army-Messer* die gelbe Melone schneiden. Dieser Mut gefällt mir. Etwas weniger gefällt mir die düstere Ahnung, die sie manchmal auf der Matratze liegend äußert, nämlich dass ihre Welt in Auflösung begriffen ist und bald verschwunden sein wird. Als ich auf dem gekachelten Boden im Gang sitze, der zum Zimmer, wo sie liegt, führt, will ich sie fragen, ob sie mich dann überhaupt sieht, ob ich nicht einfach ein Liebhaber aus ihrem Pariser Frühling bin, aber sie erzählt schon weiter. *Ein paar ihrer Leute, die sie schon seit Ewigkeiten kannte, sind in den letzten Jahren gestorben, einige davon zu früh, eine schlimme Zeit war das, die anderen sind pensioniert und einige will man zwingen, sofort in Rente zu gehen*. So wie bei den Ferien wusste ich auch jetzt nicht, ob ich sie richtig verstanden habe. Aber diesmal fragte ich nach. Es geht um die Angst vor Hunger, sagte sie, um die Angst vor dem Aussterben. In Europa unterhalten sich sogar junge Menschen über die Pensionierung und zählen die Jahre bis zu jenem Zeitpunkt, ab dem sie bis zu ihrem Lebensende Rente beziehen werden.

Und da sie nur schwer Gesellschaft findet, um noch etwas Spaß zu haben, hatte sie mich entdeckt. Ich stellte mir vor, dass sie diese Worte nur im übertragenen Sinne meinte, dass sie mich eigentlich etwas anderes fragen wollte. Doch weil ich ein Mann bin, ein viel jüngerer Mann und sie eine Frau, eine viel ältere Frau, war ich an der Reihe etwas zu sagen, um Dinge beim Namen zu nennen. Möchtest du mich heiraten, darf ich dir meine Hand anbieten? Ein Satz, den ich womöglich nie hätte aussprechen dürfen oder zumindest nicht unter diesem Coca-Cola-Sonnenschirm, auf jener Bank, die sie dann, nachdem ich endlich das Unausgesprochene zwischen uns ausgesprochen hatte, fest umklammerte. Und wenn schon sonst aus keinem anderen Grund, habe ich gerade

wegen ihrer kalten, feuchten Hände auf dem Holz verstanden, dass ich derjenige bin, dem sie ihre Geschichte erzählte. Vor allem die Geschichte ihres Sohnes. Die Geschichte ihrer Mutter und ihres Vaters, selbst dieses Pariser Liebhabers und ihres Ex-Mannes, ist nur nebensächlich. Alles dreht sich um diese kaputte Gestalt. Aber dafür brauchten wir wohl Zeit, ich meine, sie brauchte Zeit.

Gehen wir in die Stadt, spazieren, sagte ich, als ich mich von der Wand löste. Sie hob ihre Augenbrauen. Ist ja nichts dabei, sagte ich wieder, nur mal die Beine vertreten. Sie legte das Militärmesser auf einen leeren Margarinebecher ab, wusch ihre Hände und zog im Flur ihren Rock an. Als ich ihre Knie erblickte, wusste ich, dass es auch um die Hautfarbe geht. Ich mag ihre Farbe, wie Kerne im Bauch einer geschälten Frucht. Und vor allem gefällt sie mir am besten, wenn sie sich *bewegt, und weniger, wenn sie innehält.*